

Medien-Kultur-Wissenschaft*

1. Wissenschaft

In der Wissenschaftstheorie wird seit K. R. Popper versucht, das Charakteristische von Wissenschaft auf die Formel „explizite Problemlösung durch Verfahren“ zu bringen. Meines Erachtens eignet sich diese Formel in ganz besonderer Weise für konstruktivistisch orientierte medientheoretische und medienkulturwissenschaftliche Überlegungen.

Bei dem Versuch, die Hypothese „Wissenschaft ist explizite Problemlösung durch Verfahren“ etwas plausibler zu machen, beginne ich mit einer systemtheoretisch orientierten Unterscheidung zwischen dem Sozialsystem Wissenschaft und dem Diskursystem Wissenschaft. Wie bekannt wird die Arbeit der Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen von vielen Faktoren geprägt, die auf oft schwer durchschaubare Weise ineinandergreifen. So z.B. von Sozialisation, Reputation und Karriere; von den finanziellen, technischen und politischen Bedingungen, unter denen sie arbeiten, von Persönlichkeitsmerkmalen und Zufällen eben so wie von internalisierten und durch die bisherige Praxis legitimierten Kriterien für Wissenschaftlichkeit.

Die endgültige Entscheidung über Erfolg und Relevanz wissenschaftlicher Arbeit aber fällt auf der Diskursebene in Gestalt des Mechanismus, daß Beiträge zu Themen im Fachdiskurs entweder akzeptiert oder ignoriert werden, wobei als Kriterium der Akzeptanz der Grad der Anschließbarkeit im wissenschaftlichen Diskurs fungiert.

Wenn man die sozialen und diskursiven Aspekte von Wissenschaft hinreichend berücksichtigt, dann braucht es keine weitere Begründung mehr für die Annahme, daß Wissenschaft als eine sozio-historisch und sozio-kulturelle und damit notwendigerwei-

* Bei diesem Beitrag handelt es sich um die überarbeitete Fassung eines frei gehaltenen Vortrags am 8. Juli 1998.

se kontingente Einrichtung einzuschätzen ist. Die Kriterien, die in der wissenschaftlichen Diskussion heute angelegt werden, stammen notwendigerweise aus der Tradition der verschiedenen Bereiche des sozialen Systems Wissenschaft. Damit schließt sich die Praxis dieses Sozialsystems an den grundlegenden Mechanismus an, der von der Wahrnehmung über die Kognition und die Sprache bis hin zur Kultur immer wieder zu beobachten ist, nämlich die Produktion von Ordnungen aus Ordnungen und von Sinn aus Sinn. Deshalb sind unsere Sinn- und Ordnungsproduktionen allemal historisch, und insofern sie historisch sind, sind sie kontingent.

Worum geht es nun bei wissenschaftlichen Diskursen? Es geht beim Diskurs in allen wissenschaftlichen Disziplinen meines Erachtens immer um *Probleme* und nicht etwa um Gegenstände, Ereignisse oder Sachverhalte. Diese Formulierung berücksichtigt die Einsichten der Beobachtungstheorie, wonach es Gegenstände, Ereignisse und Sachverhalte nur für Beobachter, nur in der Differenz von System und Umwelt „gibt“ und wonach es keinen Diskurs ohne Aktanten im Diskurs gibt. Es gibt keine Probleme ohne Bezugssystem, also ohne Beobachter, für die etwas ein Problem darstellt. Mit anderen Worten: Es gibt Probleme nur im Rahmen bereits verfügbarer Sinnstrukturen, also nur mit einem signifikanten historischen Vorlauf an Sinnproduktion. Auch der Erfolg beim Problemlösen verweist unübersehbar wieder auf das Beobachtungsproblem, damit aber auf kognitions- und erkenntnistheoretische Aspekte, die man nicht einfach nach Gutdünken berücksichtigen oder vernachlässigen kann. Wenn man Wissenschaft also nicht als Wahrheitsproduktion, sondern als expliziten Problemlösungsmechanismus ansieht, dann gibt es Probleme, Problemformulierungen und Problemlösungen nur für Beobachter in je konkreten sozio-historischen Kontexten. Man könnte daher sehr einfach sagen, es gibt nur Probleme, weil andere Leute schon Probleme gehabt haben. Und diese schlichte Formulierung verweist auf den sich selbst tragenden Sinnzusammenhang „Wissenschaft“, der weder etwas mit der sogenannten Realität zu tun hat, noch mit der objektiven Erfassung der sogenannten Wahrheit, sondern damit, daß Leute Probleme haben weil andere Leute Pro-

bleme gehabt haben, und daß alle Beteiligten diese Probleme für wichtig halten und deshalb alles daran setzen, um sie zu lösen.

Dieser rudimentäre Verweis auf erkenntnis- und kognitionstheoretische Probleme bringt uns auf den konstruktivistischen Aspekt des Nachdenkens über Wissenschaft. Ich kann an dieser Stelle keine konstruktivistische Kognitionstheorie entwerfen, möchte aber doch auf zwei Grundannahmen kurz eingehen, aus denen man (wie ich denke) die Substanz konstruktivistischer Kognitionstheorie entwickeln kann.

Mit der ersten Grundannahme, die besagt, daß *Unterscheiden und Benennen* die basale Operation aller kognitiven Systeme ausmacht, wird die wahrnehmungstheoretische Hypothese formuliert, daß wir immer nur *etwas als etwas* wahrnehmen können *in Differenz* zu etwas anderem, was das Wahrgenommene nicht ist. Diese Annahme ist bereits in den dreißiger Jahren in der Gestalttheorie als Differenz von Figur und Grund formuliert worden. Mit dem unterscheidenden Benennen ist ein grundlegender Mechanismus an der Arbeit, nämlich der Mechanismus, Identität durch Differenz herzustellen. Unsere alltägliche Philosophie und lange Jahrhunderte der europäischen Philosophie waren identitätstheoretisch orientiert. Sie waren überzeugt, daß ein Ding seine *ousia*, seine *essentia*, also eine im Ding liegende Qualität besitzt, die man durch entsprechende Erkenntnismaßnahmen herausfinden kann. Differenztheoretische Theoretiker setzen dagegen die Hypothese, daß man (von der Wahrnehmung an) mit Hilfe von Unterscheidungen etwas als etwas identifiziert, daß aber dieses 'Etwas-als-etwas' die Funktion eben dieser Unterscheidung ist und nicht etwa die in ihm liegende Wesenheit oder Gegebenheit ausdrückt. Nur weil wir das Operieren mit Unterscheidungen wegen seiner Selbstverständlichkeit als solches nicht wahrnehmen, erscheinen uns die Dinge als Dinge und nicht als Einheit einer Differenz, wie N. Luhmann formuliert. Dieser Mechanismus bestimmt nicht nur die Operation Wahrnehmen, sondern auch alle anderen kognitiven Operationen. Auch in der Sprache operieren wir bekanntermaßen mit Unterscheidungen. Wir benennen etwas als etwas und schließen damit alle anderen Möglichkeiten aus.

Damit komme ich zur zweiten Grundannahme, die die Arbeitsweise unseres neuronalen Systems betrifft, und die meist unter

dem Stichwort *operationale Geschlossenheit* diskutiert wird. Diese Annahme besagt: Wir erkennen nicht etwa dadurch, daß unser kognitives System sozusagen in die Realität ausgreift, sondern wir erkennen genau deshalb und nur deshalb, weil das System sich gegen seine Umwelt *abschließt* und dadurch in die Lage kommt, seine Kontakte zur Umwelt selber zu kontrollieren (Stichwort: *Symmetrie-Bruch*), also vor allem das Komplexitätsgefälle zwischen System und Umwelt systemspezifisch zu bewältigen. Das erfolgreiche Kontrollieren dieses Komplexitätsgefälles erscheint systemintern als Wirklichkeitskonstruktion, die dann wiederum mit einer grundlegenden Differenz weiter bearbeitet wird, nämlich mit der Differenz Selbstreferenz/Fremdreferenz. Die Entscheidung darüber, was als systemintern bzw. -extern empfunden wird, kann nur im System selber fallen. Damit kommen wir zu dem Paradox, daß ein kognitives System nur deshalb etwas von seiner Umwelt erfahren kann, weil es die Umwelt selber konstruiert und nicht etwa, weil es die Umwelt so wahrnimmt, wie sie ist.

Das kognitive System schließt sich durch Bezug seiner Operationen auf eigene Operationen, durch Rekursivität und Selbstreferenz, von seiner Umwelt ab und gewinnt eben dadurch operative Selbständigkeit. Das ist das, was meines Erachtens die Grundthese des Konstruktivismus ausmacht, und nicht etwa die Behauptung, daß wir die Wirklichkeit einfach (willkürlich) *erfinden*.

Ich gehe also aus von dem Grundmechanismus Unterscheiden/Benennen. (Das Benennen gehört notwendig mit zum Unterscheiden; denn wir müssen unsere Unterscheidungen sozusagen stabilisieren, eben durch Benennung.) Wir gewinnen dadurch Identität durch Differenz, und all das spielt sich in der operationalen Geschlossenheit unseres kognitiven Systems ab, in dem wir Wirklichkeit dadurch erzeugen, daß wir bestimmte Operationen des Systems nach Außen verlegen, mithin als fremdreferentiell interpretieren, und andere nach innen verlegen, sie also als selbstreferentiell interpretieren.

Mit dieser Art der Argumentation handelt man sich nun aber eine Fülle schwieriger Probleme ein, die traditionelle Philosophen überhaupt nicht verstehen und mit denen sie auch nicht umgehen können – wobei man sich natürlich auch selbst fragen muß, was

man gewinnt, wenn man sich solche Probleme (bewußt) einhandelt.

Das erste Problem, das mit der These der operationalen Geschlossenheit aufgeworfen wird, besteht darin, wie man sich trotz der Abschließung von der Umwelt in dieser Umwelt erfolgreich orientieren kann. Wie kommt es z.B., daß eine Rakete auf den Mond fliegt, der Staudamm hält, das Auto sich planmäßig bewegt, usw. Das kann doch nicht alles unabhängig von der Realität passieren. Wie also kommt man aus dem geschlossenen System in die Umwelt, in der man sich erfolgreich orientiert? Das zweite Problem lautet: Wenn kognitive Systeme als geschlossen und damit autonom postuliert werden, wie kann man dann das Zustandekommen von Kommunikation erklären? Man könnte zwar mit Luhmann markig und trotzig darauf bestehen, daß Kommunikation unwahrscheinlich ist und dann Strategien erfinden, um mit dieser Unwahrscheinlichkeit fertig zu werden. Ich plädiere aber gerade für den umgekehrten Weg und starte mit der Behauptung, daß Kommunikation keinesfalls unwahrscheinlich ist, sondern unvermeidlich! Unwahrscheinlich ist nur der Anspruch auf Verstehen im traditionellen Sinn, also im Sinne von „Wenn du redest, weiß ich genau, was du meinst“.

Die These von der operationalen Geschlossenheit kognitiver Systeme beschert uns also das Erkenntnisproblem der Umweltorientierung, das Kommunikationsproblem, das Verstehensproblem und zuletzt das theoriebautechnische Problem, wie es eigentlich in einem solchen Rahmen möglich ist, makrosoziologische Aspekte und Perspektiven in eine rein subjektorientierte Theorie hineinzubekommen. (Deshalb behauptet Luhmann ja auch, der klassische Konstruktivismus sei immer noch eine subjektphilosophische und damit alteuropäische Konzeption.)

Im folgenden werde ich kurz andeuten, wie ich mir eine Lösung dieser Probleme vorstelle.

2. Medien

Wie bisher angedeutet betrachte ich Kognition generell als systemspezifische Sinnproduktion. (Damit bekommt man beispielsweise als Literaturwissenschaftler das Problem, daß Bedeutungen

nicht in Texten liegen können, was den herkömmlichen Begriff der Interpretation außer Kraft setzt.) Wenn Kognition systemspezifische Sinnproduktion ist, dann muß Bedeutung ein temporärer Systemzustand sein und nicht irgendeine semiotische Entität.

Kognition als systemspezifische Sinnproduktion und Kommunikation als Produktion von Anschlußhandlungen laufen in unterschiedlichen Dimensionen ab. Für beide Dimensionen, die man mit guten Gründen wieder als Systeme modellieren kann, gilt, daß beide *sich selbst organisierende* Systeme sind. Kognition kann gleichsam gar nicht anders als sich selber zu organisieren, denn jede kognitive Operation erfolgt auf der Grundlage vorangegangener Operationen. Die spezifische Arbeitsweise unseres neuronalen Apparats ist von uns bewußt überhaupt nicht steuerbar. Was uns zu Bewußtsein kommt, ist das, was passiert, wenn neuronal schon alles passiert ist. Wir kommen gegenüber unserer neuronalen Tätigkeiten immer schon zu spät.

Dieses *Verspäten* ist meines Erachtens ein ganz zentraler Punkt. Nicht nur in der Kognition ist der Modus der Systemorganisation unvermeidlich Selbstorganisation, sondern auch in der Kommunikation; denn auch Kommunikationen beziehen sich (in einem durch Diskurse konstituierten Sinnhorizont) notwendig auf vorangegangene Kommunikationen. Damit man die Anschließbarkeit, die Kompatibilität oder Unkompatibilität eines Kommunikationsaktes überhaupt beurteilen kann, muß man wissen, was vorher in der Kommunikation geschehen ist. Darum muß jeder, der einen Beitrag zu einem Thema in einem Diskurs leistet, wissen, wie „der Stand der Dinge ist“; sonst macht man sich lächerlich, trägt Eulen nach Athen oder ist unverständlich, weil der Diskurs (noch) nicht aufnahmebereit für den eigenen Beitrag ist. In beiden Fällen ist es also unbedingt erforderlich, informiert zu sein über den Stand des Diskurses, um die Anschließbarkeit des eigenen Beitrags kalkulierbar zu machen.

Das ist aber nichts anderes als eine Umschreibung von Selbstorganisation. Die Diskurse organisieren sich auf der Sinnenebene selbst. (Übrigens schlage ich vor, Diskurse als Kommunikationssysteme auffassen und nicht Gesellschaften oder soziale Systeme.)

Wir haben es also mit zwei sich selbst organisierenden Bereichen zu tun. Selbstorganisation schafft (Grade von) Autonomie, und autonome Systeme kann man in aller Regel nicht intentional von außen steuern. Wie führt man aber nun Kognition und Kommunikation zusammen? Unsere intuitive Erfahrung sagt uns, daß wir sagen, was wir meinen, und daß die anderen hören, was wir sagen, und daraus auf das zurückschließen, was wir meinen. Diese Intuition ist leider nichts anderes als ein frommer Selbstbetrug. Sie hören jetzt z. B. ausschließlich, was ich sage, nicht aber, was ich denke oder meine. Wenn ich jetzt frage: „Was haben Sie jetzt gehört?“, dann sagen Sie mir auch wieder etwas, d. h. ich erfahre nie, was Sie gedacht oder gemeint haben, sondern nur, was Sie gesagt haben. Nur daraus kann ich dann meine Schlüsse ziehen. In der Kommunikation gilt nur das gesprochene oder geschriebene Wort, nichts anderes. Sie können strenggenommen in der Kommunikation um die Ebene der Gedanken kürzen, obwohl wir intuitiv Wörter als Ausdruck von Gedanken deuten (empfinden?). Ob ich mitdenke, wenn ich etwas sage, können Sie nie überprüfen. Viel schwieriger ist es, wenn ich Ihnen etwas sage und überhaupt nicht weiß, was Sie sich dabei denken. Also unterstellt man sich offenbar aus Gründen der Minimierung des Enttäuschungsrisikos gegenseitig, daß mitgedacht wird, wenn jemand etwas sagt, und daß jemand, der etwas sagt, sich auch etwas dabei denkt – eine schonende Fiktion.

Mit dieser Unterstellung bedienen wir zum einen unseren natürlichen Narzißmus und stabilisieren zum anderen die Fiktion, daß es möglich wäre, im Sinne eines Austausches von Gedanken zu kommunizieren. Konstruktivistisch kann man nur argumentieren: Es wird kognitiv Sinn produziert, der an das jeweilige System gebunden ist. Es wird kommuniziert, indem man Medienangebote sozusagen über den Tisch schiebt und dann vor der Frage steht, wer welches andere Medienangebot warum akzeptiert bzw. ablehnt.

Damit ist meines Erachtens aber auch schon das Stichwort für die Lösung des Problems genannt, wie man zwei geschlossene Systeme miteinander koppelt. Eine mögliche Antwort lautet: Man koppelt zwei autonome Systeme dadurch, daß man ein drittes autonomes System erfindet und dann die beiden Systeme dazu mo-

tiviert, sich mit diesem dritten System auseinanderzusetzen. Dieses dritte System sind in unserem Fall „die Medien“. (Aus Zeitgründen belasse ich es hier bei der umgangssprachlichen Bedeutung dieses Wortes.) Wir haben nun zwar drei geschlossene, sich selbst organisierende Systeme vor uns, zwischen denen sich aber evolutionär folgender Interaktionsmodus herausgebildet hat: Kognition kann auf Medienangebote „zugreifen“ und sie in systemspezifische Zustände (nämlich in Gedanken) verwandeln. Kommunikation greift ebenfalls auf Medienangebote zurück und verwandelt sie ihrerseits in systemspezifische Operationen (nämlich in Kommunikationen). Diese Systeminteraktion funktioniert nur deshalb, weil erstens beide Systeme unterstellen, daß im Zugriff auf Medienangebote kulturelles Wissen eine Rolle spielt, und weil zweitens unterstellt wird, daß kulturelles Wissen *kollektives Wissen* ist, das zwar (biologisch gesehen) notwendigerweise im Kopf jedes einzelnen produziert werden muß, von dem aber andererseits gilt, daß man sich darauf wie auf eine individuenunabhängige gesellschaftliche symbolische Ordnung verlassen kann. Bei diesem kollektiven kulturellen Wissen spielen *reflexive Strukturen*, *fiktionale Unterstellungen* und *Paradoxien* eine ganz besondere Rolle. Um diese Behauptung zu erläutern, beginne ich mit einem kurzen Blick auf die Entwicklung von Kommunikation im evolutionären Sinne, wobei sowohl die Gattungsevolution als auch die Sozialisation der Individuen berücksichtigt wird.

In Bezug auf die Entstehung von Kommunikation gilt es heute als plausibel anzunehmen, daß die Voraussetzung von Kommunikation der aufrechte Gang, die Bevorzugung des visuellen Sinnes und der Gebrauch der Hände als Werkzeuge war, weil dadurch zwei Dinge möglich wurden: Man konnte andere beobachten und dabei wissen, daß man von anderen beobachtet wurde. Damit bildete sich eine erste fundamental wichtige reflexive Struktur heraus: Man konnte sich selber beobachten und damit die Differenz von selbst/fremd oder Ich/die Anderen für sich selber operativ machen. Die Unterstellung in Bezug auf die anderen führte dazu, daß über Erwartungserwartungen Wissen aufgebaut wurde. Man beobachtete, daß jemand zu einer bestimmten Zeit immer etwas Vergleichbares tat und konnte unterstellen, daß der andere sich beobachtet wußte, so daß der Beobachtende zu wissen glaubte,

was der Beobachtete zu wissen glaubte. Es handelt sich hierbei um eine fiktive (da nie direkt überprüfbare) Struktur, aber andererseits funktioniert das Ganze überhaupt nur deshalb, weil es fiktiv ist. Da wir in den Kopf des anderen nicht hineinschauen können, müssen wir *Erwartungserwartungen* hinsichtlich der wechselseitig unterstellten kognitiven, emotionalen und normativen Wissenbestände aufbauen.

Sobald jemand etwas tut oder sagt, unterstellen wir ihm zweitens automatisch, daß er es aus bestimmten Gründen tut. Daß jemand etwas *nur so* tut, gilt dann auch schon als ein bestimmter Grund. Wir unterstellen, daß jemand etwas aus bestimmten Gründen tut und daß er wissen kann, daß wir ihm genau das unterstellen. Dies hat zur Folge, daß man bei einem Gespräch zunächst herauszufinden versucht, was die herrschende *Unterstellungsunterstellung* ist. Erst wenn diese ermittelt ist, kann Kommunikation in einem für beide Seiten befriedigenden Sinne anlaufen. Wir haben es also mit zwei voneinander unterscheidbaren reflexiven Strukturen zu tun, mit Erwartungserwartungen in Bezug auf Wissen, und mit Unterstellungsunterstellungen in Bezug auf Intentionen, Motive und Bedürfnisse. Diese reflexiven Strukturen ermöglichen Kommunikation.

Das Gehirn bewertet jede kognitive Operation auf Grund seiner Bauweise immer auch emotional und normativ. Wegen der unlösbaren Zusammenhänge zwischen Emotion, Kognition und Normativität ist es unmöglich, nur mit Wissen zu operieren. Es spielt vielmehr eine große Rolle, daß Wissen in Befindlichkeiten eingelagert ist, denn damit ist die Grundlage für Kommunikation gelegt.

Die beiden genannten reflexiven Strukturen operieren gleichsam als Fiktionsmaschinen und schaffen genau dadurch hinreichend Verlässlichkeit – hinreichend deshalb, weil nicht die Inhalte dieser reflexiven Strukturen, sondern nur deren Auswirkungen überprüfbar sind. Wenn sich Kommunikation tatsächlich abbildend auf Wirklichkeit beziehen würde, also überprüfbar wäre, brähe Kommunikation als sich selbst stabilisierender *Sinnzusammenhang* vermutlich zusammen. Es klingt paradox, aber genau die Unüberprüfbarkeit des jeweiligen Inhalts der beiden Erwartungen bzw. Unterstellungen scheint die Voraussetzung dafür

zu sein, daß Interaktion und Kommunikation zwischen autonomen Systemen funktioniert. Darum ist jeder aus Eigennutz daran interessiert, die Fiktion einer Überprüfbarkeit so lange aufrechtzuerhalten wie nur irgend möglich; denn dann kann man sich darauf im moralischen wie im kognitiven Sinne immer wieder beziehen, und das macht die Fiktion einklagbar. Damit entsteht aber meines Erachtens das stabilste soziale Muster was es gibt: *einklagbare Fiktionen*. Natürlich ist auch die Einklagbarkeit nur eine Fiktion. Aber eben dadurch wird Kommunikation möglich.

Sprache differenziert dann evolutionär die Kommunikation in der Sach-, Zeit- und Sozialdimension aus, und Negation verdoppelt dies alles zu einer hinreichend komplexen Struktur. Alle sinnvollen Aussagen werden durch die drei Dimensionen lokalisierbar, durch Negation sowie durch die Differenz von Wissen und Meinung zweimal verdoppelbar.

3. Kultur

Ein Kind, so lautet meine Eingangshypothese, erlernt keine Sprache, es erlernt *soziale Kompetenz*. Nur für den Beobachter sieht es so aus, als ob Kinder Sprachen lernten. Nicht das Lernen von Wörtern und das Beherrschen der grammatikalischen Regeln stehen beim Erwerb muttersprachlicher Kompetenz im Vordergrund, sondern der Erwerb der Kompetenz, sich in einer Situation so zu verhalten, daß die anderen dieses Verhalten akzeptieren. Erst relativ spät wird dieses Verhalten in sprachliches und nichtsprachliches Verhalten ausdifferenziert. Mit anderen Worten: Man lernt die Verkörperung von sozialer Erfahrung im symbolischen Medium der Muttersprache. Wenn man Sprechen lernt, lernt man, was man damit bewirkt (bzw. wie andere reagieren), daß man in einer bestimmten Situation zu bestimmten Leuten auf eine bestimmte Weise etwas Bestimmtes sagt.

Auch dies ist nach meiner Einschätzung wieder ein rein fiktionaler und reflexiver Zusammenhang. Er koppelt sozusagen Erwartungen mit Anschlußoperationen und macht daraus eine Bestätigung. Dadurch entsteht der Eindruck, wir hätten semantisch *richtig gesprochen*, wohingegen man genauer sagen muß, wir haben *Erwartungen entsprochen*, und zwar Orientierungserwartun-

gen, die andere an uns stellen oder Erwartungen, die wir selber an uns stellen. An dieser Stelle tritt das Konzept der *Kultur* auf die Bühne.

Über die Operation des Unterscheidens und Benennens wird im Laufe der Evolution ein komplexes Netz von Dichotomien aufgebaut, die wiederum miteinander verbunden werden. Es entsteht ein großes Klassifikationssystem in Bezug auf all die Lebensbereiche, die für Menschen, ihr Überleben und ihr Zusammenleben relevant sind. Diese Klassifikationssysteme sind immer verbunden mit emotionalen Besetzungen und normativen Bewertungen, was sie zu funktionstauglichen Wirklichkeitsmodellen (= Modellen der erfolgreichen weil folgenreichen Orientierung in Umwelten) werden läßt. Im Hinblick auf die Kategorien und Dimensionen der Kategorienbildung sind solche Wirklichkeitsmodelle bei allen uns bekannten Gesellschaften im Kern relativ ähnlich. Die Unterschiede beginnen bei der *Relationierung* und *Bewertung* dieser Unterscheidungen.

Kultur, so lautet nun meine generelle Hypothese, kann theoretisch modelliert werden als das *Programm*, nach dem Individuen die gesellschaftlich verbindliche Semantik von Wirklichkeitsmodellen konstruieren. Es genügt nicht einfach, das Klassifikationssystem zu kennen. Individuen müssen auch wissen, wie die Relationen verlaufen, wie sie kognitiv, normativ und emotional bewertet werden, was mithin die gesellschaftlich verbindliche Semantik der Konstituenten und Beziehungsmuster im Wirklichkeitsmodell einer Gesellschaft ausmacht.

In der Kulturtheorie hat man lange versucht, Kultur über Kunstwerke, Objekte, Ereignisse, Riten usw. zu definieren. Diese Definitionen kommen jedoch gewissermaßen stets einen Schritt zu spät. Man muß vielmehr schon vorher fragen, wie es dazu kommt, daß Dinge auf eine Art und Weise produziert werden, von denen z. B. erwartet wird, daß andere sie als Kunstwerke beachten und die dann auch tatsächlich als Kunstwerke angesehen werden. Es muß ein (durchaus im Sinne von Software) verbindliches Programm geben, das die Sinnbesetzung von Umweltorientierungen steuert. Dieses Programm entsteht notwendigerweise gleichzeitig mit dem Wirklichkeitsmodell, und wer immer auf dieses Wirklichkeitsmodell hin sozialisiert wird, erwirbt dabei dieses Programm.

Daher kommt man auch in Bezug auf die Kultur stets zu spät. Wir können Kultur erst erkennen oder kritisieren, wenn wir in einer Kultur zu operieren gelernt haben, genauso wie wir Sprache nur kritisieren und analysieren können, wenn wir schon sprechen können. Wir kommen offenbar immer zu spät: Qua Bewußtsein in Bezug auf die neuronalen Operationen, qua Sprache und Kultur in Bezug auf die Sozialisation, und als Individuum in Bezug auf Gesellschaft ohnehin; denn ohne Gesellschaft kein Individuum, ohne Individuum keine Gesellschaft, und weder Individuum noch Gesellschaft ohne kulturelles Programm.

Das Kultur-Programm braucht Anwender. Und diese Einsicht im Verein mit den oben genannten Verspätungsthesen macht deutlich, daß traditionelle Dichotomien in der Kulturtheorie (wie z. B. Gesellschaft vs Kultur, Kultur vs Natur, Gesellschaft vs Individuum, Sinn vs Handlung) immer nur verkürzte Redeweisen sein können, die systemtheoretisch nicht aufrechterhalten werden können. Ich kann Gesellschaft nicht identitätstheoretisch qua Gesellschaft denken, sondern nur über *operative* Differenzen. Die grundlegende Differenz ist dabei die von Individuum und Gesellschaft. Aber es gibt auch keine Natur an sich, sondern nur eine Differenz zu Etwas anderem.

Wenn man dies einmal begriffen hat, versteht man auch, daß ohne den systemischen Zusammenhang, in dem Unterscheidungen und Entscheidungen getroffen werden, nichts entsteht, was man als Wirklichkeit bezeichnen könnte. Die Frage, was „die Realität“ ist und ob sie auch ohne uns existiert, ist eine Frage, die wir in unserer (Erfahrungs-)Wirklichkeit stellen und von der wir wissen können, daß sie unbeantwortbar ist; denn wir beantworten sie notwendigerweise in der gleichen Wirklichkeit, in der wir die Frage stellen. Ob diese Wirklichkeit mit „der Realität“ identisch ist oder nicht, das ist ein semantisches Problem, das eher unter kognitionshygienischen als unter alethischen Aspekten zu behandeln ist.

Ich postuliere also gesellschaftlich konstituierte (und Gesellschaften konstituierende) Wirklichkeitsmodelle mit einem „eingebauten“ Programm ihrer semantisch verbindlichen Interpretationen. Eben deshalb ist Kultur m. E. nicht nur zu bestimmen als Programm von und für Kunst usw., sondern als Programm der sy-

stenspezifischen Gestaltung aller unserer Handlungen, Interaktionen und Kommunikationen. Kultur kommt immer dort zum Tragen, wo Entscheidungen und Selektionen anstehen. Nur an Stellen, wo wir keine Selektionsmöglichkeit, also keine Alternative haben, brauchen wir auch keine Kultur. Darum ist nicht die Frage, *ob* wir essen, schlafen, uns kleiden oder schützen kulturabhängig, sondern *wie* wir all dies tun. Da beginnt Kultur, und zwar wieder in einem sich selbst organisierenden Zusammenhang. Denn wenn die Wirklichkeitsmodelle einer Gesellschaft ohne kulturelle Interpretation gar nicht möglich sind (und umgekehrt ebenso), dann haben wir es wieder mit einem sich selbst ordnenden Sinn-Zusammenhang zu tun. Die Frage, ob ein Kulturprogramm richtig oder falsch ist, ob es der Wirklichkeit entspricht oder nicht, ist eine völlig irrelevante Frage.

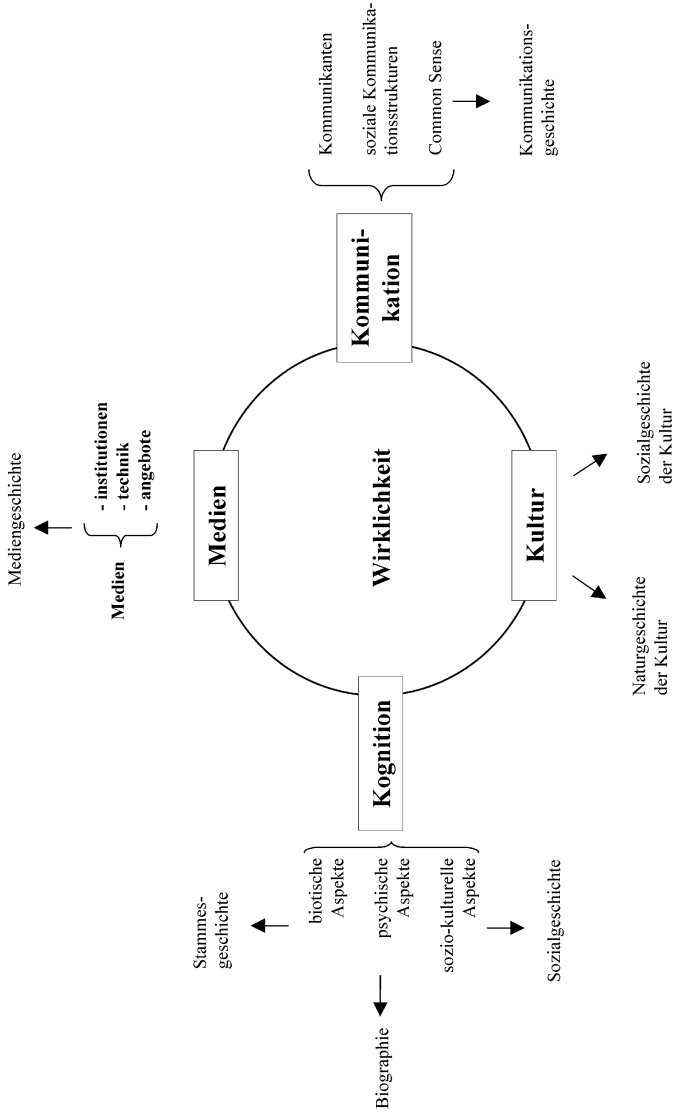
Das Programm Kultur funktioniert nur, wenn eine Thematisierung des Wirklichkeitsmodells immer wieder erfolgt, wenn also das Programm ständig weiter angewendet wird. Es darf keine Lücke entstehen, sonst verliert das Programm seine Bindekraft. Und eben darum brauchen wir nicht nur programmanwendende Aktanten, sondern auch *Medien*, um das Kulturprogramm dauerhaft thematisieren zu können. Kultur war und ist daher immer *Medienkultur*.

Wenn wir aber mit Hilfe von Medien die Kopplung von Kognition und Kommunikation bewerkstelligen, dann geht das nur, weil in jede Art von Auseinandersetzung mit Medien genau das Wissen eingeht, was Kultur zur Verfügung stellt. Kultur schafft die Voraussetzung von Kommunikation, und die Kommunikation bestätigt die Voraussetzungen, solange sie läuft. Man produziert Medienangebote, indem man fiktiv unterstellt, daß alle wissen, welches Wissen für einen bestimmten Teil des Kulturprogramms relevant ist. Wenn es funktioniert, geht man davon aus, daß alle sich auf dieses Wissen beziehen. So bestätigt also wiederum eine fiktive Struktur die Relevanz der unterstellten Voraussetzungen. Jeder unterstellt, daß jeder weiß, daß der andere unterstellt, daß wir in unserer Gesellschaft das Problem A so lösen. Wer das anders macht, gehört nicht „zu uns“. Somit sind die Differenzen zwischen Kulturen markiert: wir und die anderen. Die Kultur regelt die Gesellschaft als große Fiktionsmaschine.

Dies alles funktioniert deshalb, weil wir uns in der Evolution weitgehend von der Umwelt abgenabelt haben. Jede Entfernung von der Umwelt erhöht die Kompetenz der Systeme; denn die Umwelt kann nicht wissen, wie sie beobachtet wird. Nur ein System kann wissen, mit welchen Unterscheidungen es beobachtet. Wenn schon die Co-Evolution von Kultur und Gesellschaft, Kultur und Kommunikation, Kommunikation und Medien und dem Individuum als dem Träger all dieser Prozesse so vollzogen wird, dann muß man damit rechnen, daß eines Tages der Prozeß anfängt, sich selber zu beobachten. Dies passiert über die Ausdifferenzierung von Mediensystemen. Jedes neue Mediensystem startet in Konkurrenz zu schon vorhandenen Medien, und beginnt damit, zunächst genau zu beobachten, wie es denn die anderen machen. Film und Fernsehen orientierten sich am Theater, also der uralten Inszenierung von Beobachten. Je mehr Medien in der Lage sind, andere zu beobachten, desto mehr sind sie auch in der Lage, sich selbst zu beobachten, um dann wiederum von jedem anderen Medium beobachtet zu werden. Das heißt, alle Medien beobachten sich gegenseitig und auch sich selbst und unterstellen, daß jedes andere Medium das gleiche tut. Man erzeugt Programm, indem man vorführt, was die anderen machen. In dieser großen Beobachtungsmaschine passieren nun zwei Dinge.

Das Erste: *Kontingenz* wird nicht mehr überschaubar. Wenn ich mich 24 Stunden am Tag darüber informieren kann, was überall auf der Welt passiert (wobei diese Welt ja weitestgehend in den Berichten entsteht, die ich bekomme), werde ich stets feststellen, daß der größte Teil der Menschheit alles anders macht als ich. Die Erfahrung, daß alles auch anders sein könnte, wird dann zu einer unabweisbaren Erfahrung, das heißt, all unser Wissen erweist sich als kontingent. Damit kommen die Probleme. Wenn das so ist, dann sind wir für unsere eigenen Problemlösungsstrategien auch selbst verantwortlich, und mit der Verantwortlichkeit wird es unangenehm, weil die Schlupflöcher für Ausflüchte verstopft sind.

Das Zweite: Wenn es keine intuitive Sicherheit mehr gibt, sondern wenn man damit rechnen muß, daß in jeder Situation alle anderen aus guten Gründen etwas anderes machen können und dürfen, dann stellt sich die *Toleranzfrage*, wie lange man das aushält. Also versuchen die Mediennutzer, homogene Mediennut-



zungsgemeinschaften aufzubauen. Zwischendecken müssen sozusagen in der Gesellschaft eingezogen werden, um mit der Komplexität fertig zu werden. Dies erhöht wiederum die beobachtbare Konstruktivität all unserer sinngebenden Aktivitäten in einem unerhörtem Maße. Dadurch, daß die Differenz Medienwirklichkeit/richtige Wirklichkeit einfach nicht mehr durchzuhalten ist, kommt man schließlich um die Erfahrung der Virtualisierung aller Wirklichkeit nicht herum. Jeder von uns lebt in seiner eigenen Wirklichkeit.

Differenz und die Pluralisierung von Wirklichkeiten sind nicht etwa ein Ergebnis der Modernisierung, das man zähneknirschend hinnehmen muß, sondern es ist der Ausgangspunkt aller Überlegungen über Wirklichkeit und damit über Medien und Kultur. Die Probleme, vor denen viele Zeitgenossen heute stehen, rühren daher, daß sie immer noch glauben, es gebe *eine* Wirklichkeit und in dieser Wirklichkeit *eine* Wertorientierung, *eine* Kultur usw. Es wird deutlich, daß die Pluralisierung der Wirklichkeit alle Wirklichkeiten zu Virtualitäten mit unterschiedlich temporalisierten Verfallsdaten macht. Manche dieser Virtualitäten halten wir aus guten Gründen eine bestimmte Zeit lang für wirklicher als andere. Die entscheidende Frage in Bezug auf eine *virtual reality* wird jene sein, die nach dem *entry* und *re-entry* fragt, also danach, ob man noch merkt, daß man sich bereits in einer *VR* befindet oder nicht. Dieses Problem löst sich jedoch sekundenschnell von selbst; denn wo keine Differenz, da kein Problem weil kein Beobachter, wo kein Beobachter, da keine Kommunikation, wo keine Kommunikation, da keine Kultur, wo keine Kultur, da keine Wirklichkeit, wo keine Wirklichkeit, da keine Gesellschaft usw..

Die Konsequenz dieser Überlegungen ist eine fast schon brutale Prozessualisierung, Virtualisierung und Temporalisierung unserer Wirklichkeitsvorstellungen. Wirklichkeit erscheint nun als ein Prozeßresultat auf Zeit. Unsere Wirklichkeit ändert sich alle dreieinhalb Sekunden in denen sich unser Bewußtseinsfenster der Gegenwart öffnet. Wir leben nicht einmal mal mehr eine Stunde lang in derselben Wirklichkeit. – Und das ist alles. ■